

lon, bei Voltaire, Charles 8., Friedrich dem Großen und Byron festzustellen, während man an allen Napoleonbildern deutlich erkennen kann, daß dieser französische Kaiser kein Haupt stets nach der rechten Seite geneigt hielt.

Aber Balzac unerbittliche Kritik, die 3. A. auch die stamischen Rasierergewohnheiten aus einer bei diesen Völkern eingewohnten demütigen und geneigten Haltung zu erkennen glaubt, analysiert schließlich selbst die Kopfhaltung eines Robespierres, der, ein facc betrachtet, stets eine schiefe Kopfhaltung aufweist, was auf einen gewalttätigen und unbittlichen Charakter schließen lasse. Dantor und Mirabeau hielten ihr Kinn ständig in die Luft vorgestreckt. Menschen von schwachem und mangelhaftem Charakter tragen ihrer Kopf stets etwas geneigt, sagt Balzac, und das macht sie so unedel und verleiht ihre Schneiden oder, wo es sich um Frauen handelt, ihre Schneiderinnen und Putzmacherinnen in die unruhige Lage, diese Leute zufriedenstellen zu können.

Haltung ist Anmut und Anmut ist Kultur. Vi.

Der weiche Hut

Die steife Sutform will uns gar nicht mehr recht gefallen. Wir lieben es, weichen Filz, Zylinderpflüsch, Pelz als Material des Tageshuts zu verwenden, während dem Abendhut noch schmiegsameres Material dient: Brokat, Gold- und Silberlamé, silberdurchwirkter Jersien, Goldband und weißer Samt.

Der Hut soll sich dem Kopf anschmiegen, am Abend Haube oder Turban sein, am Tage praktische, windfeste Kappe. Wenige Ausnahmen sieht man. So neuge, ziemlich steif wirkende Modelle aus Leder oder Lederband, die aber im Tragen ebenfalls leicht und schmiegsam sind.

Am Nachmittag trägt man nicht jenes ganz schlichte Kaufpflüsch, das zum einfachen Vormittagsportkield so ausgezeichnet paßt. Der Nachmittag will Uebergang, Brücke zum luxuriösen Abendgewand sein, darum gestattet und verlangt er auch den garnierten Hut. Die Garnitur des Hutes richtet sich nach seinem Material. Und das Material des Hutes richtet sich wiederum nach dem des Mantels oder Kleides. Die Mode legt nämlich immer mehr Wert auf Einheitlichkeit und Uebereinstimmung. Gut, Handschuhe, Mantel, Kleid, Schal, Pelz, Strumpf, Schuh, Schirm, Handtasche — alles bildet ein Ganzes, das mindestens in der Farbe gut zueinander passen muß. Der geschaltete Geschmack verlangt aber auch eine Uebereinstimmung des Stils und des Materials.

So trägt die elegante Frau zum Besamantel eine Pelzkappe aus passendem Material oder wenigstens einen Zylinderpflüsch mit Pelzgarnierung.

Der Hut „nach Maß“, eigens für eine bestimmte Trägerin angefertigt, wird durch die überbrachte Mode immer beliebter und notwendiger. Und daher wird sich auch manche Frau ihre Hüte selbst herstellen und garnieren, um sie zum Mantel passend zu bekommen, ohne allzuviel Geld für teure Modelle ausgeben zu müssen.

Da die Kleider am Abend sehr prunkvoll getragen werden, ist der Abendhut entsprechend elegant. Er besteht aus schimmerndem oder glänzendem Material und ist mit Reihern — großen Paradiesreihern — und glanzvollsten Straußfedern überladen. Die Abendkappe zum großen Abendkleid besteht — ähnlich wie die in einem vergangenen Jahrhundert beliebte Calotte — aus goldenem oder silbernem Filigran, aus metallischem Band oder in ägyptischer Form mit ägyptischen Stickeremotiven, Applikationen aus Silber- und Goldschnur, Perlen und Pailletten bilden den reichen Schmuck.

Wo gibtest du schon Ehezeugnisse?

In Chile, Argentinien und in einigen Staaten der Union muß bei jedem Ehegasthof von beiden Seiten bereits ein ärztliches Gesundheitszeugnis beigebracht werden. In den skandinavischen Ländern müssen alle Personen, die geschlechtskrank waren, vor ihrer Eheschließung ein Ehezeugnis beibringen. In Frankreich ist ein ähnlicher Gesandtschaftsbescheid erforderlich, der in der nächsten Parlamentssession zur Beratung stehen wird. In Deutschland kann man sich zur Einführung derartiger Zeugnisse noch immer nicht entschließen, weil auch viel dagegen spricht. Man sagt sich nicht mit Unrecht, daß da, wo ein Zwang besteht, lediglich die Umgehung des Gesetzes bezug-

Schleibungen und Unrechtmäßigkeiten Platz greifen würden, und die Gegner der Ehezeugnisse führen hierbei die Auswirkungen des amerikanischen Prohibitionsgegesetzes ins Treffen, das das Trinken nicht abschaffte, sondern lediglich die Kriminalität erhöhte.

Keine Rose ohne Dornen

Wenn ein Mädchen so hübsch ist wie Miß Jose Pollock aus Oakland (Kalifornien), so darf es trotz der Männerknappheit etwas wählerisch sein. Die schöne Rose war aber doch etwas zu anspruchsvoll in Bezug auf die männlichen Reize ihres Zukünftigen. Einst gab sie einem gut aussehenden jungen Mann berechnete Hoffnung, doch plötzlich wurde sie anderen Sinnes und verlegte ihren enttäuschten Geladen auf Zahlung von zehntausend Dollars Schadenersatz, weil er ihr einen Kuß geraubt hatte, ohne ihr Jawort zu befragen. Kurz danach spielte ihr ihre Laune wieder einer Streich, und sie verlor den zweiten Bräutigam. Den dritten ließ sie bald nachher vor dem Altar umsonst warten. Nun wollte es Miß Pollock mit dem Dritten versuchen. Also wartete sie sich an ein Heiratsbüro und bat dieses, die Bekanntschaft mit einem stattlichen jungen Mann zu vermitteln. Das Büro entsandte sie einer Aufgabe mit lobenswerthem Eifer, und bald danach verlobte sich Miß Jose schriftlich mit Wilhelm Wendtschlag aus Lodi. Als sie aber der Bräutigam eine Woche später in höchst eigener Person vorstellte, sah sie ihn nur mit einem Blick von oben bis unten an, sagte „Nein!“ und warf ihm die Tür vor der Nase zu. Wilhelm trollte sich mit wenig geistreichem Gesicht. Bald danach erschien er aber wieder vor der Tür seiner Braut und bat um Einlass. Das Türknallen war dieses Mal noch etwas lauter und deutlicher. Jetzt ließ Wilhelm aber nicht locker und trommelte Sturm: „Teuerste Rose, ich will Dich heiraten.“ Niemand antwortete. Dafür drückte noch wenigen Minuten ein Schuhmann die Treppe herauf. „So, Sie sind ein Krakehler, um dessen Verhaftung telefonisch gebeten wurde? Kommen Sie mit zum Polizeirevier.“ Wilhelm trabte mit und sah sich eine Stunde später wegen Hausfriedensbruchs zu neunzig Tagen Haft mit Bewährungsfrist verurteilt. Doch auch dieser Schicksalschlag vermochte seine heiße Liebe nicht abzukühlen. Kurz danach erschien er nämlich mit dem erforderlichen Ständesbeamten bei Miß Jose: „So, jetzt wird geheiratet. Verstanden?“ Rose wollte nicht. Da schickte Wilhelm einen fürchterlichen Krach. Die harte knöchige junge Dame stürzte aus Telefon und ehe der wildgewordene Wilhelm sich bann, hatte ihn wieder ein Schuhmann an Krönen. Nun sitzt der hartnäckige Liebhaber im Arrest und brummt seine neunzig Tage ab.

Aus dem Engen und Weiten

Die Pistole auf dem Damenhut.

Nächst den Amerikanerinnen leisten die Pariser Damen im Erkennen von Modetorheiten am meisten. Sie haben auch vor kurzem die Mode von der Pistole auf dem Hut „kreiert“. Eine besonders geistreiche Gastochter war wohl der Ansicht, daß den Damen von Paris der Stadt der schußfertigen Ehefrauen und Bräute, kein Schmuck besser zu Gesicht stehen würde. Also ließ sie sich von einem Goldschmied ein silbernes Pistölechen anfertigen — harmlos freilich, doch höchst naturgetreu nachgeahmt —, ging damit zu ihrer Putzmacherin und bestellte die dazu passende Kappe. Diese wurde prompt geliefert, Madame gefiel sich, ausgezeichnet darin und führte ihre neue Erkennung vor den bewundernden Augen ihrer Landsleute spazieren. Die neue Mode wird nicht verfehlen, Furor zu machen, und alle Pariserinnen werden nun sicherlich ihre Pistole nach dem Kopf tragen. Immerhin weit menschenfreundlicher als in Handtäschchen. Wenigstens im Interesse der Mannervelt.

Klub der schönen Rebhühner.

Eine Anzahl geistreicher Pariserinnen hat es endlich herausgefunden, warum der Herr der Schöpfung eben der Herr ist. Seine Ueberlegenheit beruht in erster Linie auf der Vereinerung seines Gammens. Bei dieser Erkenntnis blieben die klugen Damen jedoch nicht stehen, sondern sie saßen sofort auf Mittel und Wege, sie zu verwerthen. Es kommt ihrer Ansicht nach eben darauf an, auch den eigenen

Gaumen zu verfeinern. Am besten schmeckt es in der Gesellschaft Gleichgearteter, also gründete man einen Klub, zu dem nur Frauen zugelassen werden und dessen Zweck es ist, seine Mitglieder einmal monatlich an einer erlebter Tafel zu vereinen. Für die Tischunterhaltung bestehen strenge Vorschriften: Politik, Wirtschaft und Kunst sind verpönt, bevorzugt werden Anekdoten, wie sie sich die Herren erzählen, wenn sie bei einer guten Zigarre unter sich sind. Merkwürdig ist auch der Name der Vereinigung: Klub der schönen Rebhühner. Die Erklärung für die Wahl dieser Bezeichnung verrät edle Frauenlogik. Die Mitglieder des Klubs glauben es sich als moderne Frauen schuldig zu sein, alles auf den Kopf zu stellen. Weil nun im allgemeinen Rebhühner verpöcht werden, bezeichnen sich die Damen als solche, nicht weil sie verpöcht werden — daß ob und zu mal einer antwortet, dürfte ihnen allerdings kaum unangenehm sein — sondern weil sie selbst Rebhühner verachten müssen. Im Geist steht es also diesen lustigen Weibern nicht, wenn auch der Geist nun ist, der stets verneint.

Des Skelett im Kleider-Schrank.

„There is a skeleton in the closet“, („Da gibt es ein Skelett im Schrank“) sagt die kalifornische englischsprachige Zeitschrift zu ihren Leserinnen, wenn beim Durchgehen der Kleiderkammer und Bekannten irgendwo in einer Familie „ein dunkler Punkt“ — welche Familie hätte keinen? — auftaucht. Merkwürdig, daß gerade Frauen trotz der Spinnwebereien ihrer Nerven sich mit besonderer Vorliebe dieser grauslichen Redensart häufig bedienen. Sigt da in Shanghai schon seit einigen Jahren ein englischer Kaufmann namens Toller Gains und hat das Unglück, eine ebenso neugierige wie klatschflüchtige Frau geheiratet zu haben. Stets wenn sie von dem glückseligen eine ihre anlässlichen Freundinnen beheimhebt, ist sie geladen mit dem neuesten Klatsch über „dunkle Punkte“ dieser und jener Familie. Der bedauernswerte Mister Gains erhält dann von ihr so viel in fremden Familienschränken spukende Gespenster brüßern aufgetischt, bis ihm seine nur noch spärlichen Haare zu Fäden werden. Kurz, eines Tages reist ihm die Gabel. Er verhaftet sich heimlich ein menschliches Skelett, stellt es unmerklich in den Kleiderschrank seiner jungferlichen Frau und verschwindet. Sie macht sich ahnungslos der „Schreckenskammer“ an und findet den Schrank. Jähneklappernd fährt ihr daraus ein Knochenmann entgegen. Die Frau kreucht auf und Hilte und flücht ohnmächtig zu Popen. Erstreckte Handbewegungen eilen herbei. Marterstift, föhnliches Mitter und beruhigende Worte ruhen Frau Gains wieder ins Leben zurück. Der Mann erscheint ganz fordernde Liebe und Mitleid. Er trüßte sie und bemerkt dann mit feinem Lächeln: „Nun haben auch wir unser Skelett im Schrank.“ Gains: seitdem dieser Porzell bei allen Fünft-kräften von Schenken einnehmend erzählt wird, klatscht Mrs. Gains nicht mehr ...

Levers Modenblatt. Vorzügliche Moden nach dem Grundlag: Sparbarkeit, Erfindungsreichtum, Gebiegenheit; Schnittbogen mit allen Modellen. Handarbeit, Unterhaltungs- u. Hauswirtschaft. Alle 14 Tage ein Heft, Preis 30 Pfg. zuzüglich Postgebühren.

Das neue Daheim (65. Jhg. Nr. 18) zeichnet sich auf den ersten Blick durch die prächtige, farbige Wiedergabe von Gemälden aller Meister und neuer Künstler aus. Dem künstlerischen Bildschmuck treten die Illustrationen der Aufsätze „Der Weiße Tod“ von Willy Norbert und „Kleine Wienerer Mannequins“ von Alfred Freitag würdig zur Seite. Dazu gibt es eine aktuelle Wochenchau im Bild. Die Reihe der textlichen Beiträge eröffnet eine Wiedergabe Alfred E. Wrehms anlässlich der 100. Wiederkehr des Geburtstages unseres Altmeisters der Tierdarstellung, Prof. Dr. F. Wirth untersucht Anlässe und Gefahren von Explosionen über und unter der Erde. R. Blau schreibt eine Betrachtung der „Großwetterlage nach einer 1400-jährigen Statistik“, die eine 1890 in Kalifornien gefällte Sequoia gigantica in ihren Jahresringen aufgezeichnet hat. A. Simonis plaudert über die Ergebnisse eines Werkstudenten. Der erzählende Teil des Heftes enthält außer einem Abschnitt des neuen Filmromans „Der Vitapalast“ von Hans Conrad von Rohlfst eine abgeschlossene Novelle von S. Lormwald. Das Frauen-daheim mit praktischen und modischen Ratsschlägen, der Rätselfest, Verse, Anekdoten und Aushilfen vervollständigen den reichen Inhalt.

Verantwortlich: S. Seimelmann. Altena. Druck und Verlag: Dr. E. Sany, Altena.

Frauen-Zeitung

Beilage zum Altenaer Kreisblatt zugleich Neuenrader Zeitung

Nr. 5

Altena, den 5. Februar

1929

Gabriele Reuter

(Zum 70. Geburtstag am 8. Februar 1929.)

Von Eila Federn-Rohlaas.

Gabriele Reuter wurde am 8. Februar 1859 in Alexandrien in Ägypten als Kind deutscher Eltern geboren. Eine bunte Jugend, reich an Freude und Leid, lehrte sie in jungen Jahren wechselläufiges Schicksal kennen. Sie war früh eine gute Beobachterin, sie urteilte scharf, und verstand es, psychologisch zu denken. — Das setzen wir aus ihren Lebenserinnerungen, die sie „Von Kinde zum Manne“ nannte. Mit großer Wahrscheinlichkeit schildert sie ihre eigene Entwicklung bis zur schriftstellerischen Reife, bis zum ersten großen Erfolg. Das Buch erschien 1921 bei S. Fischer in Berlin, wo die meisten Bücher von Gabriele Reuter herauskamen. Ob es ihr selbst bewußt war, daß sie nicht nur ein persönliches Erinnerungsbuch, daß sie ein kulturhistorisches Denkmal geschaffen hat?

Es besteht eine starke innere Verwandtschaft zwischen dem Erinnerungsbuch und dem Buch „Aus guter Familie“. Und das ist nicht erstaunlich, da beide Werke dasselbe Problem und die gleiche Zeit behandeln. Aber der Roman floß unbewußt aus der eigenen inneren Not, und die Schreiberin ahnte nicht, daß er zu einer Kampfschrift, zu einem Entwicklungsfaktor im Leben des weiblichen Geschlechtes werden sollte. Das Echo, das dieses Buch fand, war ihr selbst eine Ueberraschung. Einen literarischen Erfolg hatte sie zu erhoffen gewagt, der kulturhistorische bedeutete ihr ein reines Geschenk. Sie wurde durch dieses Buch zwar nicht eine Frauenschriftstellerin, aber die Schriftstellerin der Frau. Und obwohl ihr der Kampf so fern lag und in ihrer Natur Dulden und Betrachter so viel stärker begründet waren als das Kämpfen und Auftreten im öffentlichen Leben, so kam sie doch durch ihren ersten Roman, ohne es selbst zu wollen, in die Reihen der Frauenbewegung.

Aber sie blieb nicht lange am aktiven Kampf beteiligt. Ihre Sache war es, die Probleme der Frau zu erkennen und zu gestalten. Die ganze Reihe ihrer Romane und Novellen mit wenigen Ausnahmen gibt von der Frauenseele Kenntnis. Und es ist kein Zufall, daß sie einen Novellenband „Frauenseelen“ genannt hat und fast nur Frauennamen als Titel ihrer Erzählungen zu finden sind. Sie alle haben das eine Gemeinsame, daß sie Frauenstoffe mit einer beinahe männlichen Sachlichkeit und Klarheit darstellen, ohne je den weiblichen, fraulichen, mütterlichen Standpunkt zu verleugnen. Denn Mütterlichkeit ist der Grundzug von Gabriele Reuters Wesen, nicht nur in ihrem Leben, das ganz von ihrer Mütterlichkeit beherrscht und erfüllt ist, sondern auch in ihrem ganzen Schaffen.

Aus dieser Mütterlichkeit heraus schrieb sie eines ihrer wichtigsten und bedeutendsten Bücher „Das Tränenhaus“. Eine kleine dörfliche verschwundene Gebirgsanstadt ist mit fastigem, groteskem Humor dargestellt, und der läßt die Tragik der Schicksale, die sich in diesem Tränenhaus abspielen, um so wirkungsvoller und ergreifender erscheinen. Wieder war es Mütterlebens und Erlebens neben Beobachtetem und Erachtetem, was diesem Buch seinen Inhalt gab, — und wieder erwies sich die Wirkung als eine weitere und tiefere, als Gabriele Reuter erhoffen konnte. Das Problem des Mutter- und Kinderlebens wurde durch dieses Buch, das nicht eigentlich ein Roman, nicht eine Erzählung genannt werden kann, in ein helles Licht gerückt und zur allgemeinen Erörterung gestellt. Manche Einrichtungen sind nicht worden. Neben dem künstlerischen Wert der Gestaltung ist diese Tatwirkung nicht zu

unterscheiden. Und daß eine Frau die Heiligkeit und salbige Scham aufzudecken und bloßstellen wagte, das war mehr als eine literarische Tat.

Das Problem der Mutterchaft, das schon „Frau Märgelin und ihre Söhne“, „Frühlingsraume“ und „Jugend eines Idealisten“ ange regt hatte und auch in den Kriegseroman „Die Herrin“ hinein spielte, dieses Problem ist noch einmal und ganz modern in dem Roman „Töchter“ behandelt.

Dieser Roman ist so eigenartig, daß es sich wohl lohnt, die Problemstellung etwas genauer zu betrachten. Es handelt sich um eine Mutter, die in den achtzigsten und neunziger Jahren selbst Tochter war und die nun erstarrt, erschrocken, entsetzt, aber niemals hilflos den elterlichen Töchtern unserer Zeit gegenüber steht, diesen Töchtern, die Krieg und Revolution, Inflation und Stabilisierung durchmachte und die durch Not, Entbehrung, Entfremdung, Lebensbegriff und genußbejahend unendlich aktiv und hemmungslos das Leben aufnehmen. Wenn die Mutter, welche die eigenen Töchter bejammert und erschreckend findet, ihnen trotzdem niemals hilflos gegenüber steht, so ist es, weil die unendliche mütterliche Liebe ihr immer wieder einen Weg zu den Kindern bahnt. Keine Wessensliebe und keine Klauenliebe, sondern wahre mütterliche Menschenliebe. Es ist ein tragisches und zugleich ein verjüngendes Buch, vielleicht das verjüngendste und mildeste, das Gabriele Reuter schrieb, und ein weises Buch, das alle Mütter lesen sollten.

Alle Mütter würden ihr dafür danken und alle Töchter auch. Und daß wir Frauen dieser Frau so viel zu danken haben, das gibt uns die Vererbung, sie heute, die mit 70 Jahren noch ein arbeitsreiches Leben führt, als die Schriftstellerin der Frau zu begründen, als eine psychologische Historikerin der Frau, und ihr und uns noch manches Werk von ihr zu wünschen.

Ursachen der Liebe

Von Eva Gräfin von Baudissin.

Manchmal — in unserer von Begierden erfüllten Zeit — bildet man sich ein die Liebe spielt heutzutage nur eine zweite oder gar noch eine nebenfachliche Rolle. Es scheint, als sei die Zügel der Gefühle überlegen. Wenn ich überhaupt mal heirate, will ich in beste Verhältnisse kommen — oder jedenfalls nicht mehr mitzuarbeiten brauchen“, erklärt ein Teil unserer jungen Mädchen offenerherzig genug. Das hören die jungen Männer: die Vorstellung paßt ihnen, sie unterstützt die Kameradschaft, die Freundin erwartet nichts als Freundschaft und muß voraussehen, daß auch er vorzüglich wählt. Und plötzlich sind die guten Freunde Mann und Frau. „Weil man einander eben liebt!“ Das Argument ist, nach ihrer Meinung, erschöpfend. Selbst! Andere Gefühle, wie der Haß, die Verachtung, der Neid, bedürfen bestimmter Ursachen. Nur lieben soll man aus Geratwohl, ohne festzustellende Ursache! Das ist ein Irrtum, wie so mancher andere in unserer Vorstellung. Wie lieben nicht die Gesamtsumme uns angenehmer körperlicher oder geistiger Eigenschaften, sondern nur die eine, überwiegende, die so stark ist, daß sie die übrigen in den Schatten drängt oder wenigstens die Kraft hat, uns immer wieder mit den weniger willkommenen Qualitäten auszufüllen.

Gibt man sich nun einmal die Mühe zu beobachten, was für Eigentümlichkeiten es sind, die in einem Menschen die Regungen auslösen, die wir mit dem Wort „Liebe“ belegen, so wird man seltsame Erfahrungen machen. Othellos

„Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand — Ich liebte sie um ihres Mitleids willen!“ wird zwar nicht oft mehr angewendet werden; denn Leute, deren Verur mit ständiger Lebensgefahr verbunden ist, wie Zeleute, Seelen, dünken uns, so verkehrt es auch ist, weniger heldenhaft als solche, die sich aus dem Aussehen der Gefahr einen Sport machen, wie früher die Ritter, heutzutage die Jäger, die Motariker die berühmten Sportsmen, vor allem solche, die nicht dafür bezahlt werden, daß sie ihr Leben aufs Spiel setzen. Es ist ganz hübsch, daß dies Heldentum aufhört. „bald die Geldfrage einleitet. Auch „ritterliche“ Tugenden der Frauen werden noch geschätzt; vor kurzem erklärte ein junger Mann als höchsten und einzigen Vorzug einer Frau — wenigstens fiel ihm nichts anderes ein — „Sie reitet so vorzüglich.“ Und daß früher den Frauen der „bunte Rock“ zum Verlieben genügt, einerlei wie ihn trug, ist eine unersagbare Tatsache. Was gefällt den Amerikanerinnen noch immer am meisten an europäischen Männern? Name und Titel. Ihm öffnen sich drüber die Geldbörse. Der Bürgerliche hat es nicht ganz so bequem, von ihm werden noch ein paar andere Qualitäten verlangt. — „Ich hab ihn so gern, weil er so schmeichelt.“ — versichert mich in einem Pabero immer wieder ein junges Mädchen. Ich war recht gespannt, welche Mannestugenden sich in dem entzückenden Wort „schmeichelt“ aufzusammeln ließen. „Schmeichelt“ kommt „er“; ich entdeckte an ihm zwar keine Qualitäten, aber auch eine Eigenart, und siehe seit der Zeit diesem ominösen Begriff noch mißtrauischer gegenüber.

Die junge Frau in der „Niedermans“, die den Tenor seiner Stimme wegen lieb und sich für verloren hält, sobald er ansonsten würde zu singen, hat noch immer unzählige Mitschweimer in allen Ländern. Sänger, Schauspieler, Künstler aller Art sind den Frauen trotz ihrer inneren Selbstständigkeit und Freiheit gewöhnlich geblieben: sie singen, spielen oder leisten irgend etwas Besonderes. Eigentlich ist nicht der Mensch, der Träger dieser Eigenschaften oder Begabung, so anziehend, denn kein übriger Charakter, mag er gut oder schlecht sein, gilt gar nichts, ebenso wenig seine Bildung oder Unbildung, nein, seine Leistung auf diesem oder jenem Gebiete ist es. Sie verklärt ihn zum Helden. Bei Männern ist es aber durchaus nicht anders. Weil sie tanzt oder pikante Couplets meckert, weil sie einen Charme in irgendeiner minigen Rolle entwickelt hat, weil sie einem Manne in irgend einer Hinsicht bedeutend erscheint — oder wieder weil ihre Kindlichkeit, ihre Hilflosigkeit ihn rührt, je nachdem — gehen Ehen aus einander, reiben sich Menschen auf im Verstreben, eine Liebe zurückzugewinnen, die im Vorübergehen verschont wurde. Selten sind es bedeutende, große Eigenschaften, Menschen, die überm Durchmaß stehen, die dazu beitragen, Familien aufzulösen und die ihnen Verfallenen tellana. Ehre, sich selbst verlieren zu lassen. Nein, meistens sind es Durchschnittstypen, ausgestattet mit einer einzigen überladenen Eigenschaft, einem sinnlichen Reiz, der bald ausgeschaltet ist, oder einer äußerlichen, nur dem Verleiben geltenden Bevorzugung. Eine Ernüchterung tritt deshalb fast augenblicklich ein, wenn der Zauber oft durch eine lächerliche Kleinigkeit gebrochen wird.

Noch immer liebt der Deutsche die Ausländerin, weil sie Ausländerin ist, sich ein wenig anders kleidet, andere Ansprüche stellt, den Haushalt nach ihres Landes Sitte führt, deutsch redet. Die meisten deutschen Frauen könnten es sonst mit ihr aufnehmen. Das Fremdartige ist der primitive Reiz, dem der Deutsche erliegt. Dagegen lieben wir viele Unmöglichkeit unseres Lebens, weil sie eben deutsch sind. Wie nehmen sie mit in den Rock

Letztes Liebesopfer

Skizze von Hildegard Die

Hermann Stark steht an der Grenze seines Lebens. Aber er kann nicht hinüber. Da ist irgend etwas in ihm, was noch die Todesfaust niederhält. Die Lippen können es nicht mehr künden. Aber in den Augen, die so vieles im Leben gesagt, was der feste Mund verschwiegen, steht es. Eine sehnstuchtschwere Bitte.

Der Arzt und Pflegerin müssen sich vergewissen, sie zu erraten. Und die praktische Frau, die vierzehn Jahre das Haus des sterbenden Gatten regiert hat, quält ihn mit hastig, durcheinandergerückten Fragen: ob er die Kinder zu sich haben wolle, oder eine medizinische Größe aus München, den Geistlichen oder noch einmal den Notar — alles Erdenkliche fragt sie — nur nicht das Eine, von dem eine leise Stimme in ihr sagt: das könnte es sein.

Der Arzt, ein Freund des Sterbenden, verliert, von neuem das stumme Bitten der Augen zu erraten — und plötzlich wird es ihm klar. — Ein kurzes Stillsitzen, Schwanken dann bittet er entschlossen die praktische Frau in ein Nebenzimmer. — Es kann sich noch hingehen bis morgen, gnädige Frau, und sie brauchen Kraft für die nächsten Tage. Wenn es Ihnen möglich ist, sollten Sie sich etwas zurückziehen oder eine kleine Ausfahrt machen. Ich selbst inbesseren hier.

Es ist Zeit, daß er sich auch einmal um mich bekümmert, denkt die Frau der praktischen Frau. — Sie haben recht, Herr Doktor, wenn Sie hier bleiben, bin ich beruhigt.

Die praktische Frau fährt noch der Stadt. Man kann da schon einmal mit der Schneiderin sprechen. All das äußere muß ja doch vorbereitet werden. Morgen ist der erste des Monats. Ob sie da gleich dem Inspektor kündigt, überläßt sie. Sie hat dem Gatten zwar kürzlich das Versprechen gegeben, ihn zu behalten. Aber nur, weil es gefühllos gewesen wäre, es einen Sterbenden zu verweigern.

Der Arzt schickt indes die Pflegerin zur Erholung in den Garten. Sie ist müde, weniger von der Pflege als von den zahllosen Anord-

nungen und Befehlen der Hausfrau. Aber sie regert. „Die gnädige Frau hat mir noch befohlen, nicht aus dem Zimmer zu gehen.“ „Ich übernehme die Verantwortung.“ Da geht sie. Der Arzt schreibt indes einen Zettel an die Erbin in den städtischen Hause. Ueber gibt ihm einen Mädchen.

Ein paar Minuten tritt Hela Reiff ins Krankenzimmer. Herbes Weh in den tiefen Augen. Beim Klang der weichen Schritte wendet der Sterbende den Kopf. Da löst sich ein Leuchten das Flehen seiner Augen. Der Arzt lächelt nicht befriedigt und drückt die anmutige Frau an der Hand auf den Sessel am Bett. „Weiden Sie sich ich wiederkomme.“

Nun sind die beiden Menschen allein. Da wächst das Leuchten in den Augen des Sterbenden, und wieder steht eine Bitte darin. Hela versteht sie sofort — sie hat so schon so viel mit diesen Augen gesprochen — und regert nicht mit der Antwort. Hela steht sie auf, beugt sich über den Kranken und drückt die anmutige Frau an der Hand auf den Sessel am Bett. „Weiden Sie sich ich wiederkomme.“

Der Kranke hört auch die ungesprochenen Worte. Er nicht, öffnet den Mund und die Lippen vermögen plötzlich wieder Worte zu formen. „Hela, meine liebe kleine Hela. Auf der Schwelle ist Freiheit — unsere Herzen gehören einander für immer. Bleib bei meinen Kindern — ein paar Jahre noch — daß sie nicht nur praktisch werden — sorg für ihre Seelen wie bisher — versichere es mir.“

Erstarrt sinkt die Stimme. Aber die Augen Hela regert — weil sie eine von denen ist, die ein Versprechen halten. Kampf müht in

ihre. Geht das nicht über ihre Kraft? Zwei Jahre hat sie ausgehalten in dem von Jähsticht der praktischen Frau, beherrschten Hause um einetwillen — um seiner Kinder willen. Ausgehalten, stumm, mit der umgestülpten nie verlassenen Sehnsucht im Herzen.

Die Augen fragen immer ängstlicher: Hast du mich, so lieb? — Da ist der Kampf entschieden.

„Ich verspreche es dir, Hermann.“ Zum ersten Mal nennt sie seinen Namen, beugt sich noch einmal über ihn, umschlingt ihn fest und küßt ihn — und küßt ihr Recht dazu. Ein tiefes Lächeln dankt ihr.

Der Arzt sieht wieder an seinem Platz. Die Pflegerin am Fenster. Die praktische Frau kehrt zurück. „Sehen Sie, wie er lächelt?“ sagt sie befreit. „Er fühlt, daß ich wieder um ihn bin.“

Da lächelt auch der Arzt — über das Gelächern seiner kleinen Witze, die ihm einen letzten Freundschaftsdienst ermöglicht hat.

Bei Sonnenuntergang überdreht Hermann Stark die Grenze. So still und unwillig, wie ich alles Große in seinem inneren schweren Leben kollagen hat.

Die praktische Frau ist fassungslos. Am zweiten Tag schickt sie Hela ins Sterbezimmer. „Hela, er ist tot, ist ja keine Gefahr mehr.“ „Sich den Blumen schenken — ich habe keine Kraft mehr dazu — werde mir nachher alles annehmen.“

Hela schmückt das Lager des geliebten Mannes und denkt dabei, wie kraftvoll und rein er gewesen ist und wie geduldig er die Selbsttätigkeit der praktischen Frau ertragen hat. Und sie durchlebt noch einmal die Stunde vor Sonnenuntergang, in der ihre Herzen sich einander offenbart haben — und küßt mitten im Schmerz eine heilige Freude, die ihr durch ihr Versprechen verordnet ist, den geliebten Toten fortleben zu lassen in den Seelen seiner Kinder.

gelieben ist, so schmeigen von dem, was doch immer noch mehr bedeutet als Glück: von der inneren Verpflichtung vor sich selbst, die einem freien, starken, verantwortlichen gewählten Idealbild des eigenen Lebens folgt.

Muttersein als Beruf

Von P. Wild.

Der Kampf um die Berufswelt der Frau hat selbstverständliche in sich selbst, die inneren Verantwortungen vor sich selbst, die einem freien, starken, verantwortlichen gewählten Idealbild des eigenen Lebens folgt.

Der Kampf um die Berufswelt der Frau hat selbstverständliche in sich selbst, die inneren Verantwortungen vor sich selbst, die einem freien, starken, verantwortlichen gewählten Idealbild des eigenen Lebens folgt.

Der Kampf um die Berufswelt der Frau hat selbstverständliche in sich selbst, die inneren Verantwortungen vor sich selbst, die einem freien, starken, verantwortlichen gewählten Idealbild des eigenen Lebens folgt.

Der Kampf um die Berufswelt der Frau hat selbstverständliche in sich selbst, die inneren Verantwortungen vor sich selbst, die einem freien, starken, verantwortlichen gewählten Idealbild des eigenen Lebens folgt.

em selbstverständlichen Hinneigen auf den natürlichen Beruf.

Jedes mütterliche Weibchen sollte vor der Ehe über das Kind und seine Notwendigkeiten Bescheid wissen. In vielen Fällen findet sich heute in geeigneter Weise ein „Berufunterricht“ als „Voraussetzung für den Mutterberuf“. Die Ausbildung in Frauenasylen, Säuglingskursen, Kinderhorten usw. gibt theoretisch und praktisch die Bedingungen der Mutterpflichten zu erkennen. Erfreulicherweise zeigt sich bei sehr vielen jungen Mädchen lebhaftes Interesse am Kinde. Sie mehr die Einzelheiten betont und bestärken und Mutterkurse eingerichtet werden, wird das Interesse am Kinde wieder in den Vordergrund gerückt. Was das junge Mädchen lernt, wird ihr als Mutter gute Dienste tun und ihr eine rationellere Möglichkeit der Kraftverwertung durch bessere Einteilung geben. Wir müssen heute, besonders die Frau im Doppelberuf, unsere Kräfte sparen ohne das Kind zu schädigen; können also dem Mutterberuf nicht immer gerecht werden. Der arbeitsbesessene Beruf verlangt eine bestimmte Leistung, die wir ohne weiteres anerkennen und vollbringen, und der Mutterberuf?

Sie ist das Folgernde der Gesundheitspflege Ernährungsfragen, das Wissen vom gesunden und kranken Kinde, von dessen vor- und nachteiligen Einflüssen auf die Kindesseele, als Pflichten dienen, den wir in der Praxis ausüben.

„Mutterberuf“ ist die „Mutterpflicht“. Sie ist ein wunderbares, das aus der geistigen und körperlichen Notwendigkeit von Mutter und Kind erwächst. Und doch wird auch hier unermesslich unendlich viel geleistet, weil die Liebe, zur unerschöpflichen Veranlassung des kleiner Kindes ansetzt. Liebe ist kein Vergöttern, kein Fandeln und Spielen, sondern Liebe heißt, dem Kinde den noch unermesslichen Reichtum des Lebens bereichern durch die „Erlaubnis“, wenn auch die Erziehung das Wichtigste ist, müssen wir sie bei uns ansetzen. Vorbild ist die beste Erziehung! Handeln wir so?

Wir müssen etwas bedenken. Unsere Kinder sind uns anvertraut als heiligstes Gut der Zukunft. Dennoch müssen wir handeln. Unsere Zeit ist eine Notzeit und verlangt ganzes Handeln. Wir stehen in einem Wandel, was die Zukunft bringt ist ... Unklar!

Darum müssen wir immer wieder auf das Muttersein als Beruf hin, denn die moderne Frau betont als Staatsbürgerin ihre Pflicht zum Staat als Frau ihre Pflicht zum Beruf, möge die Zeit wiederkommen, wo sich die Gattin wieder in erhöhtem Maße zur Pflicht der Mutterpflicht bekennt.

Das Muttersein ist der schwerste Beruf, der sich in kein Schema beugen, in keine bindende Formel bringen läßt. Er verlangt Pflichttreue und Opferbereitschaft für die berufliche Frau als Mutter. Er ist es selbstverständlich, daß sie sich auf's Genaueste vorbereitet, wenn sie ihr Kind anvertraut, wenn sie es nicht selbst hegt, reichhaltiges Vertrauen schenken hat schon die Unheil geschaffen und bedeutet Pflichtverletzung. Eine Mutter entwirft sich kürzlich in schmerzhaften Worten darüber, daß das Mädchen anstatt das Kind ins Freie zu setzen, es in einem Veranden gebracht hatte, dort blieb es im dampfenden Zimmer, während das Mädchen selbst ihrem Vergnügen nachging. Was das gemeint war? Das war ja das Traurige, sie hatte dem Kind absolut nicht zuverlassen. Mädchen seit Monaten das vergiftete Kind für ganze Nachmittage anvertraut, ohne sich in der ersten Zeit oder auch später einmal durch den Augenblick von der Zuverlässigkeit des Mädchens, durch überaus großes Aufsehen auf dem bestimmten Maß, zu überzeugen. Wer war schuld, das Mädchen oder die Mutter?

Die Frage verstand sie zuerst nicht, setzte sie dann als Belehrung auf. Dennoch bin ich der Überzeugung, die Mutter hat ihre Pflicht verfaßt. Würde es z. B. in einem anderen Beruf, wären wir bei einer Kassiererin müßig, daß sie die Kasse einer unprobierten Vertreterin, die dazu noch nicht einmal vorberichtet ist, anvertraut? Und wenn, wer würde bei einem etwaigen Verlust schuldig sein? Würde der Verlust nicht der Kassiererin zuzurechnen sein? Wieviel wichtiger ist es dann für eine Mutter, sich zu überzeugen, wenn sie ihr Kind anvertraut.

Was für die außerhäuslich-kassierte Mutter eine Selbstverständlichkeit ist, ist für die doppelt berufstätige Frau ein außerordentlich schwieriges Problem. Hier müssen wir uns mit jedem vorstellbaren Urteil helfen. Das Wissen um die schreckliche Tragweite ist so schwer und schmerzhaft, daß der Mutter gar keine Möglichkeit gegeben ist, das Leben ihres Kindes zu vertreten, sie ist dem guten Willen eines Zweiten abhängig.

Wenn wir am der Erziehung zum Mutterberuf sprechen, betrifft das, was ich noch einmal gesagt, nur die Verantwortlichkeiten; die Liebe erfordert, vertieft und veredelt den Beruf und umgibt ihn mit jenem Zauber, der uns alle zum Leben immannt.

Als deutsche Frau in Peru

Von Edith Kufel.

Indianermütter. Gefährliche Krankheiten. — Die deutsche Schule. — Zur Einwanderung.

3. Fortsetzung und Schluß.

Sowohl die einfache Indianerin, wie die Peruanerin der mittleren und gebildeten Stände ist eine zärtliche Mutter und am glücklichsten, wenn sie eine stattliche Anzahl Kinder ihren Armen anvertraut. Unter den Indianern werden sie selten geschloffen, das Landesgesetz die Frauen wenig schätzt. Trotzdem hängt die unglückliche Mutter mit großer Liebe an ihrem Kinde und übernimmt als selbstverständliche Sorge für sein Fortkommen. Der Begriff „unheimlich“ ist ihr fremd, im Gegenteil, sie ist stolz auf ihr Kind und trennt sich selten von ihm, und oft ist man bei Dienstbotenwechsel gezwungen, so ein kleines Weibchen mit in den Koffer zu nehmen, das ruhig und zufrieden den ganzen Tag in irgendeinem Winkel in seinen Vorhängen liegt. — Bei ihren Beforgungen trägt die Mutter in einem Umflogeluch auf den Rücken.

Leider ist der Gesundheitszustand der dortigen Rasse, die an und für sich schwächlich und unterernährt ist, durch mancherlei erbliche Krankheiten, namentlich durch die Tuberkulose und Syphilis (wenn auch in schwacher Form), untergraben, dazu kommen die zahlreichen Darmerkrankungen, die Dysenterie und Typhus und zuletzt eine Malariaart, die sogenannte Paludismo, so daß naturgemäß die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß ist. — Namentlich die Kindersterblichkeit im ersten Jahre ist erschreckend, sie beträgt mindestens 50 Prozent. So kann sich, trotz des reichlichen Kinderbezugs, dieses Volk nur langsam vermehren.

Die indianische Familie lebt außerdem äußerst unhygienisch und primitiv. In dem kleinen Raum der Hütte mit Feuerstelle halterte außer der zahlreichen Kinderfamilie Schweine, Hühner, Hunde und Katzen in traulicher Gemeinschaft auf. Die Kinder spielen naturgemäß viel auf der Straße, deren Abwässer in Bazillenhäufen sind, wie man ihn sich nicht schlimmer vorstellen kann. Auch gibt es für die Armen wenig Möglichkeit, einen Arzt in Anspruch zu nehmen, und vor den Krankenhäusern hat der Indianer eine unüberwindliche Scheu. So hält der Tod eine natürliche Auslese, nur die kräftigsten überleben die Gefahren der Jugendkrankheiten. Aber auch die Kinder von Europäern sind in den ersten drei Jahren von den größten Gefahren bedroht. Da hilft eigentlich nur die Mutter, oder, wenn sie nicht da ist, die Pflegerin. Die Ernährung der Nahrungsaufnahme: Nur geschmortes Obst, gekochtes Weizenbrot, kein rohes Fleisch, peinlichste hygienische gekochte Milch und viele andere Vorsichtsmaßnahmen, von denen die Mutter oft bei geringster Darmlösung sofort tagelange Diät in Gestalt einer Reisbrei-Suppe. — Auch die Europäer sind im allgemeinen einigen gefährlichen Krankheiten ausgesetzt, namentlich wenn sie im Genuß von rohem Wasser und allerschlimmsten Obst und Gemüse nicht vorsichtig sind (Ordnungen und Salate), packt sie früher oder später auch die gefährliche Typhus. Eine langwierige und schwächende Krankheit ist der Paludismo, ein Malaria. Da er durch Mücken übertragen wird, die nur nachts stechen, so vermeide man ihn wohl am besten durch das Schlafen unter einem Moskitonez. Hat man ihn aber doch erwischt, so hilft in den meisten Fällen regelmäßiges Einnehmen von Quinin. Es ist eine Krankheit, die, im Gegensatz zum Typhus, selten zum Tode führt, manchmal aber allgemeine Kräfteverfall hervorruft. Ein Trost ist den zahlreichen Krankheitserscheinungen: die feststehende Tatsache, daß auch die Krankheiten von Peruanern, ebenso wie die Lebensweise in Peru, degenerieren und naturgemäß ihre Wirkung dadurch sehr abgeschwächt wird. Der kranke Europäer findet Aufnahme in einem vorzüglich geleiteten amerikanischen Krankenhause mit amerikanischen Ärzten.

Obwohl die deutsche Kolonie nicht zu den größten Fremdländerkolonien gehört, besitzt sie doch eine eigene Schule, die von einem deutschen Direktor geleitet und mit deutschen Lehrkräften besetzt ist. Sie umschließt Unter- und Mittelschule und hat etwa 100 Schüler, von denen allerdings nur zehn Prozent Deutsche sind. — Da der gesamte Unterricht in deutscher Sprache stattfindet, so ist sie eine vorzügliche Vorbereitung für deutsches Wesen, und die kleine deutsche Kolonie sollte keine Kosten, um die Schule immer mehr zu verbessern und aufzuheben. Jetzt besitzt sie sogar schon ihr eigenes Gebäude. Die peruanischen Schüler erkennen die deutsche Sprache überaus schnell. Der Unterricht beginnt im Eintritt der heißen Jahreszeit im April und dauert fast ohne Unterbrechung bis Mitte Dezember, wo die Abfahrtsreise in das kalte Peru im Juli von Peru zurück zur peruanischen Regierung stattfindet. Die Schule bringt ihre Schüler vorläufig bis zum Einschulung und bei durchschnittlicher Versorgung geht der Übergang in eine deutsche Schule glatt vonstatten. Seit einigen Jahren wird auch eine weibliche Lehrkraft für die Unterstufe engagiert, die dort in jeder Beziehung einen angenehmen und interessanten Posten hat.

Zum Schluß meiner Ausführungen möchte ich noch kurz die für uns Deutsche so brennende Frage der Einwanderung erörtern. — Peru ist wohl eines der wenigen Länder, die sowohl durch seine Größe und auch sein nicht zu ungünstiges Klima und durch seine überaus geringe Einwohnerzahl förmlich zur Einwanderung einladet. Trotzdem ist größte Vorsicht geboten. Vor allen Dingen soll man dort nicht einwandern ohne beträchtliche Vermittlung oder ohne sichere Aussicht auf eine Stellung (abgesehen vielleicht von weiblichen Hausangestellten, die dort bei guten Kochkenntnissen und persönlicher Tätigkeit sofort eine Stellung finden). — Leider unterliegt die peruanische Regierung, die die Zuwanderung Deutscher sehr gern sieht, diese aber in keiner Weise, wenn sie vielleicht mit größter gekünstelter Anstrengung die Reise ermöglicht haben und mit deren Fanden, Arbeit erwerbend, dort ankommen. Sie vermehren dann nur die große Anzahl bettelnder Landelente, die schließlich krank und elend, vom deutschen Hilfsverein unterstützt werden müssen, dessen Mittel aber auch sehr begrenzt sind. Obwohl arbeitenden Arbeitskräften dort bedeutende Löhne gezahlt werden, ist Leben und Unterhalt sehr teuer, nicht Havana der teuerste Platz der Welt). — Außerdem haben sich dort als billige Arbeitskräfte Italiener, Japaner, Chinesen einen besonderen Ruf erworben; mit so geringen Ansprüchen kann und darf ein Deutscher nicht zufrieden sein.

Schlechte Haltung ist Ungezogenheit

Der französische Philosoph Rousseau schrieb bekanntlich eine lange wissenschaftliche Abhandlung über die Haltung der einzelnen Menschen, aus der man auf ihre Physiognomie und auf ihren Charakter schließen könne. „Die Alltagshaltung, nicht diejenige, die man sich an hohen Festtagen, wo man angezogen ist, gibt, ist das eigentliche Merkmal der Erbsünde und der Ungezogenheit der meisten Menschen“, sagt Rousseau.

Und das ist wahr. Es ist der Grund dafür, daß ein und derselbe Mensch an einer Frau sehr verschieden wirkt, während es, wenn es eine andere anzieht, sofort „verliert“. Der Volksmund sagt hier sehr zutreffend, daß manche Frau den ein Kleid „nicht zu tragen wisse“. Das Tragengewissen eines Kleides ist nichts anderes als die Haltung des betreffenden Menschen. Aber nicht nur die Haltung des Körpers, so des Rückgrates, ist hierbei ausschlaggebend, sondern es kommt auch auf den Gang, auf die Haltung des Kopfes, auf die Bewegungen beim Gehen und Sprechen sehr an. Und hier soll etwas Interessantes verraten werden, etwas, was unter einem etwas gemächlichen Vorwand, daß man aus der Haltung auf die Physiologie eines Menschen schließen könne, verächtlichen wird:

Kein Geringerer als Voltaire stellte die Behauptung auf, daß die bedeutendsten Männer der Menschheit ihren Kopf stets etwas nach links geneigt getragen hätten. Während der große habe diese Angewohnheit ebenso deutlich zur Schau getragen wie Caesar oder Napoleon 14. Die gleiche Gewohnheit sei bei Napoleon 14. Die gleiche Gewohnheit sei bei Napoleon